



Dichter Deresch auf dem Maidan in Kiew

„Identität entsteht nicht aus
Zerstörung des Alten. Wir müssen
etwas Neues erschaffen.“

UNRUHEN IN OSTEUROPA Was aus der Ukraine wird, ist auch abhängig von Sprache, Bildern, Gedanken: Was fordern ukrainische Intellektuelle? Welche Worte sind im Umlauf? Von welchen Ideen sind die Akteure beeinflusst? Werden Erinnerungen an frühere

Konflikte wach? Im Osteuropa-Schwerpunkt des SPIEGEL-Kulturteils: eine Reportage über ukrainische Schriftsteller, ein Historiker-Interview und das Porträt einer Regisseurin, die in der aktuellen Krise Parallelen zum Ende des Prager Frühlings sieht.

Der Platz ist ihre Wunde

Eine Reise zu ukrainischen Schriftstellern in Kiew, Lwiw, Charkiw – sie sind enttäuscht vom Westen, wollen eine neue Zivilgesellschaft und hoffen, dass die Menschen im Land nicht mehr auf Politiker hören. *Von Georg Diez*

Zeit. Das ist es, was eine Revolution braucht, damit sie gelingt. Zeit und Blut.

Die Blumen liegen auf dem Kiewer Maidan, dem Platz der Euphorie, dem Platz der Kämpfe, frische Blumen in Plastikfolie, Massen davon, überall, zwischen den meterhoch gestapelten Reifen, die so gut brennen, neben den Kerzen, ein rotes Meer, darüber der Rauch; sie heizen mit Holz, die Kämpfer, die ausharren in ihren Zelten. Die Schlacht ist vorbei und ist es doch nicht.

Sie warten. Eine Stadt wartet. Sie haben gewonnen, aber was heißt das schon? Sie hatten schon einmal gewonnen, 2004, die Orange Revolution, da blieb alles friedlich, da floss kein Blut.

Diesmal ist es anders. Der Platz ist ihre Wunde. Riesiger, zerstörter Maidan. Die Gesichter der Toten, auf Plakaten, an den Zelten, sind ihre Mahnung.

„Der Maidan war vielleicht die letzte Chance, das Land zu verändern“, hat der bekannte Schriftsteller Serhij Zhadan gesagt, vor ein paar Tagen in Berlin, die Narbe am Auge war frisch, der Faden noch nicht gezogen. Er war in Charkiw im Osten der Ukraine zusammengeschlagen worden, zurück kann er im Moment nicht.

Sie zwingen ihn auf die Knie, die Schläger, sie wollten, dass er um Vergebung bittet, er weigerte sich. „Tituschki“, so nennen die Leute in Charkiw diese bezahlten Schläger; das klinge wie „toter Körper“, sagen sie, wie „Prostituierte“, wie „korrupter Abgeordneter“.

Es ist auch ein Krieg der Worte, der dieses Land spalten soll. Banditen, so beschimpfen sie sich gegenseitig, prorussisch hin, proukrainisch her. Sprachscharmützel sind genau das, was Putin will.

Sein Spiel scheint aufzugehen. Krieg und Krim, das Zerren der alten Supermächte und das Zaudern Europas, Feldherrenhügel überall – was die Menschen wollten, auf dem Maidan in Kiew, was diese Revolution war und was sie sein könnte, das geht in dem Lärm unter.

Deshalb diese Reise zu den Schriftstellern: ins Zentrum nach Kiew, ins heutige Lwiw – das galizische Lemberg –, Stadt der toten Juden und der K.-u.-k.-Küche, nach Charkiw, Stadt der Schwerindustrie im Sowjet-Look.

Schriftsteller sind keine besseren, vielleicht nicht einmal klügere Menschen – aber diese Schriftsteller, im proeuropäischen Westen des Landes, in der umkämpften Hauptstadt, im gefährdeten Osten, wurden zu Schlüsselfiguren, Hoffnungsträgern, Vorbildern – ach so, wenn der und der und die und die dafür sind, dann stellen wir uns auch auf den Platz, dann spenden wir auch etwas für Kiew, dann bringen wir auch etwas Essen vorbei, einen Topf voll Wareniki vielleicht oder Syrniki zum Nachtisch.

Sie sind sich ziemlich einig, diese Schriftsteller, dass dies die Revolution einer neuen Generation von Ukrainern war: Es ging weniger um Politiker, die waren auf dem Maidan gar nicht gern gesehen – es ging um die Sorgen und Sehnsüchte der Menschen, die Unzufriedenheit über, wahlweise, 5, 10, 20 gestohlene Jahre nach dem Ende der Sowjetunion.

Und so haben sie eine gemeinsame Hoffnung, diese Schriftsteller: Die Ukraine will in die Gegenwart geführt werden, so kompliziert, so gefährlich, so schmerzhaft das sein kann. „15 Jahre“, meint Ljubko Deresch, so lange werde es dauern.

„Es war eine lange, lange Nacht“, sagt Deresch in einem Café, ein paar Meter vom Maidan entfernt, „und wir sehen gerade das allererste Licht des Morgens. Aber Identität entsteht nicht aus Zerstörung des Alten. Wir müssen etwas Neues erschaffen. Und die Menschen sind schnell deprimiert, wenn sie das Neue nicht sofort greifen können.“

Deresch ist 29 Jahre alt. Er schreibt wilde, schöne Romane, die deutschen Fassungen erscheinen im Suhrkamp-Verlag. Er spricht leise und nachdenklich und

fragt jetzt, wie lange sie gedauert haben, die französische, die russische, all die blutigen, von Widerständen und Widersprüchen geprägten Revolutionen – auch das gehört dazu, wenn man vom Westen auf die Ukraine schaut: Nachdenken, Aufhören mit der Hauruck-Historie.

Sie stecken ja noch mittendrin. Es fängt alles gerade erst an.

Deresch war nicht auf dem Maidan. „Selbst meine Eltern haben nicht verstanden, warum ich nicht hingegangen bin“, sagt er. „Aber ich empfand die Stimmung dort als viel zu emotional. Da besteht leicht die Gefahr, dass man die Übersicht und die Vernunft verliert.“

Aber es ist hier in Kiew keine Zeit des Zweifels. Es ist eine Zeit des Zusammenstehens, eine Zeit des ukrainischen Patriotismus. Jemand wie Ljubko Deresch ist die Ausnahme. „Der Maidan ist passiert“, sagt er, „der Maidan musste passieren. Ich wünschte, er wäre nicht passiert.“

Schon vor der Revolution, erzählt er, habe es viele Clubs gegeben in der Stadt, Intellektuelle trafen sich dort und stritten über die Zukunft der Gesellschaft. Ihm wäre eine langsame Evolution lieber gewesen als der abrupte Wandel – denn „die Gewässer des alten politischen Protestes sind immer trübe“.

Was er nun sieht, ist eine „Gesellschaft im Schock“. Fast jeden Tag hört er von jemandem, der auf dem Maidan war und nicht damit fertig wird, was er dort gesehen und erlebt hat – Spuren der Gewalt, die sich verästeln und verbreiten: „Die Menschen“, sagt Deresch, „müssen erst einmal mit dieser posttraumatischen Belastungsstörung klarkommen.“

Zugleich reif und jung wirkt Deresch, und er hebt die Hände wie zur Beschwörung: „Wir müssen über all das reden!“

Und er hat ja recht. Draußen vor dem Café stehen die Männer mit den grimmigen Schnurrbärten, meterhohe Barrikaden, grüne Zelte, mehr Zeichen des Traumas als des Traums – drei Monate dauerte der Protest auf dem Maidan, erst war es

der freundliche und friedliche Versuch, die ukrainische Zivilgesellschaft überhaupt zu etablieren, dann war es der verzweifelte Versuch, diese Gesellschaft zu verteidigen.

Aber das Gute bleibt: Das ist ihre Bastille – ob daraus ein Erfolg wird oder ein Misserfolg, „das wissen wir erst in vielen Jahren“, sagt auch Andrej Kurkow, Autor von in Deutschland erfolgreichen, leicht humorvollen, leicht surrealen Geschichten. „Ich versuche beim Schreiben immer herauszufinden, wer mehr Phantasie hat, das Leben oder ich“, sagt er. „Aber in der Situation jetzt erlaube ich mir nicht, meine Phantasie zu benutzen.“

Kurkow, 52, kann sich noch gut erinnern an das erst ökonomische, dann moralische Chaos nach der ukrainischen Unabhängigkeit 1991: Er hat ein Buch über diese Zeit geschrieben, „Ein Freund des Verblichenen“, über die Einsamkeit, die Kälte.

Das sowjetische Regime, sagt Kurkow, ging weiter damals, es endete nicht mit der Unabhängigkeit, es endet nicht 2004 und auch nicht 2010. Im Gegenteil.

Damit der Aufbruch dieses Mal nicht scheitert wie in den „Jahren des moralischen Versagens“ 2010, als Präsident Wiktor Janukowitsch wiedergewählt wurde, sagt Kurkow, müssen die Aktivisten des Protestes, müssen die „Siedler vom Maidan“ zu Akteuren werden im politischen Prozess.

Aber genau das ist ja das Problem, nicht nur dieser Revolution. Wie geht Veränderung? Wo fängt man an? Beim politischen Personal? Wie geht Revolution?

Der politische Philosoph Serhij Dazjuk, ein Freund von Ljubko Deresch, hatte es recht kühl so ausgedrückt: „Es gibt die festen Zyklen der Revolution. Drei Monate schneller Wandel, neun Monate tiefgreifender Wandel, zweieinhalb Jahre Krieg.“

Ruhig ist es an diesem Abend im Viertel von Andrej Kurkow, ganz in der Nähe vom Maidan. Dunkle Häuser, teure Wohnungen. Noch vor einem Monat waren hier die Schüsse zu hören.

„Der Maidan bleibt“, sagt Kurkow. Er war jeden Tag mindestens zweimal auf dem Platz. Er brachte Essen, wie so viele, er baute Barrikaden. „Es waren romantische Proteste“, sagt er, „ich hatte ja nicht gedacht, dass Janukowitsch wirklich fliehen würde.“

Jetzt ist da erst einmal ein Vakuum. Die Politiker, die in diese Leere drängen, sind Politiker des Übergangs, sagt Kurkow. Aber Übergang von was zu was?

Revolutionen bringen immer auch das Unterste nach oben, deshalb heißen sie ja Revolutionen. Dazu gehören die Nationalisten, Rechtsextremisten, Faschis-

ten, wie auch immer man sie nennen mag – sie waren aber nicht wesentlicher Teil der Maidan-Proteste, sie waren nicht die treibende Kraft.

So sagen sie es hier, immer wieder, weil sie nicht ganz verstehen können, wie das, was sie getan und gewagt haben, im Ausland gesehen wird.

Irena Karpa zum Beispiel, die mit ihrem Auto Verletzte in Kliniken gefahren hat, die wusste, dass das irgendwann zu gefährlich wurde, weil die Verletzten oft direkt aus den Krankenstationen geholt und gefoltert wurden, die deshalb dafür sorgte, dass es vertrauensvolle Ärzte waren, die die Patienten behandelten oder

vor 100 000 Menschen, sie war wichtig für viele, das wusste sie, aber es war ja auch nicht weniger als ein „Krieg der Werte“, der hier ausgetragen wurde, wie sie sagt.

„Es ging uns gar nicht so sehr darum, dass wir Teil von Europa sein wollten“, sagt sie. „Es ging um Freiheit versus russischen Totalitarismus, der älter ist als die Sowjetunion. Seit über 250 Jahren leben wir schon unter imperialistischer Herrschaft. Damit muss endlich Schluss sein.“

Anders gesagt: Sie wussten, dass die Straßen nach Europa nicht mit Gold gepflastert sein würden; sie wollten nur keinen neuen Zaren. Sie wollten „keine Sklaven mehr sein“, wie Karpa sagt.

„Seit über 250 Jahren leben wir schon unter imperialistischer Herrschaft. Damit muss endlich Schluss sein.“

Autorin Karpa



Schriftsteller Kurkow

„Es waren romantische Proteste. Ich hatte ja nicht gedacht, dass Janukowitsch wirklich fliehen würde.“



sie gleich nach Polen weiterschickten, wo es sicherer war.

Karpa, 33, wirkt noch etwas müde an diesem Morgen. Sie streichelt Karma, ihren chinesischen Haushund, einen Shar-Pei. Ihr erster Roman, sagt sie, handelte von Sex und sorgte dafür, dass sie kaum noch mit ihrer Mutter spricht. „Ich komme aus einem Dorf in den Karpaten, sie schämen sich bis heute.“

An der Wand hängt eine Gebetstrommel aus Tibet. Indien, Burma, Katmandu, sie reist viel, sie geht in die Berge, sie ist die Sängerin einer Band, die „Postrock“ spielt, wie sie das nennt, sie hat eine graue Mütze auf dem Kopf, und wenn sie lächelt, hat das eine Wirkung.

Irena Karpa war von der zweiten Nacht an auf dem Maidan, sie hielt eine Rede

Auch sie ist immer noch irgendwie überrascht, fast ungläubig, dass es passierte. Sie sagt, die Berkut, Janukowitschs Sonderpolizei, hätten einen Fehler gemacht: „Wenn sie im November nicht auf die Studenten eingepöbeln hätte, wäre es bald vorbei gewesen.“

So aber hatten sie auf dem Platz das Gefühl, dass sie sich verteidigen mussten – eine neue Generation, die aus dem Schatten der Sowjetzeit heraustreten wollte. „Es war eine große Party“, sagt Karpa, „jeder kannte jeden. Ich wusste, dass es unmöglich war, aber ich hatte die Hoffnung, dass ich eines Tages wirklich frei sein würde.“

Sie strahlt jetzt, wenn sie sich erinnert: „Es war auch eine großartige Zeit für unsere Männer“, sagt sie, „sie konnten zei-

gen, dass sie nicht nur fett und kahl sind. Normalerweise braucht ein ukrainischer Mann zwei Tage, um ein Regal aufzuhängen. Auf einmal konnten sie innerhalb von zwei Stunden Barrikaden bauen.“

Sie weiß aber auch, wie es nun erst einmal laufen wird. „Ein Arschloch ersetzt ein anderes Arschloch.“ Sie hat schon während der Maidan-Proteste eine Petition geschrieben an die Politiker und sie daran erinnert, dass sie nur die Boten sind, nicht die Botschaft – und, Achtung, sagt sie an diesem Morgen, „die Wut vom Majdan wird euch finden“.

Es war wichtig, dass die Menschen sich nicht mehr allein fühlten mit dieser Wut.



FOTOS: FABIAN WEISS / DER SPIEGEL

Essayist Prochasko

„Wir verstehen nicht, warum wir hier für die europäischen Ideale kämpfen – und niemand unterstützt uns.“

Auch Irena Karpa lebt nicht weit weg vom Maidan, wo immer noch die Katakulte stehen, wo die Wunde offen gehalten wird.

„Es ist gut, dass der Maidan bleibt“, sagt sie. „Wir müssen uns neu formieren, solange sie Angst haben vor uns.“ Karpa hat noch ihren Ausweis, mit dem sie jederzeit durch die Absperrungen auf den Platz konnte. Sie hat jetzt eine neue Visitenkarte, auf der steht als Jobbeschreibung: „Universal Soldier“.

Etwas hat begonnen in diesen Monaten, etwas ist in Bewegung geraten, im ganzen Land, eine Gesellschaft ist sich ihrer selbst bewusst geworden. Es war der Protest der Gewalt, aber eine Revolution der Würde, wie es der Journalist Mustafa Nayem sagt, der mit einem Face-

book-Post den Aufstand auf dem Maidan mitausgelöst hat: „Wer geht mit zum Maidan?“, hatte er vergangenes Jahr am 21. November geschrieben. Als sich 700 Leute gemeldet hatten, postete er: „Los geht’s“.

Auch für ihn fängt die Revolution nun eigentlich erst an. Es gibt keinen unschuldigen Beginn, das weiß er. Also bauen sie sich ihren eigenen Fernsehsender im Internet, damit die Geschichten, die das ganze Land erschütterten, auch in Lemberg und Charkiw gehört werden.

Denn auch aus der Größe und der unterschiedlichen Geschichte des Landes erhielten die Proteste ihre Spannung. West gegen Ost – dies ist ein Teil der inneren Differenzen des Landes, überdeckt aber doch, dass es auf dem Maidan in Kiew, aber auch auf dem Maidan in Lemberg und Charkiw um etwas ging, das eher verbindet als trennt: eine neue ukrainische Identität.

„Wir wollen eine moderne Nation sein“, so sagt es Jurko Prochasko, der in Lemberg in einem der Cafés sitzt, die so wirken, als käme gleich der K.-u.-k.-Dichter Joseph Roth als Strichzeichnung herein.

Prochasko, 43, ist Essayist und Psychoanalytiker und neigt deshalb erst einmal zu reflektiert-optimistischer Skepsis. „Die Ukraine“, sagt er, „versäumt nie eine Chance, eine Chance zu versäumen.“ Aber das, was gerade passiert, nennt auch er eine „tiefgreifende Revolution, wir stecken noch mitten drin“.

Dann spricht er von Putin, der mit der Annexion der Krim die Welt, ja auch ziemlich erfolgreich, von dem ukrainischen Umsturz ablenken wollte. Er spricht von der EU, die er nie idealisiert habe: „Aber selbst die größten EU-Befürworter sind heute enttäuscht. Wir haben nicht verstanden, warum wir hier für die europäischen Ideale kämpfen, für Freiheit und Selbstbestimmung – und niemand unterstützt uns.“

Die Kraft also, auf die sie gehofft hatten, habe sie im Stich gelassen. Zerrüttet sei der Westen und geschwächt, voller Selbsthass und Skepsis gegenüber der Demokratie. Prochasko sieht eine Kluft zwischen den Regierungen und den Bevölkerungen der EU-Länder: „Im Grunde“, so sein Fazit, „braucht auch die EU ihren Maidan.“

Sie fühlen sich näher an Europa hier in Lemberg, 50 Kilometer nur von der polnischen Grenze, als sich Europa zur Ukraine fühlt. „Was mich am meisten stört“, sagt Prochasko, „ist diese Vorstellung, dass es zwei Reiche gibt, den Westen und die Russen – und dazwischen werde dann die Ukraine zerrieben.“

Zum Abschied, auf dem alteuropäisch schönen Marktplatz, fasst er noch knapp

die Lage dieser Tage und Wochen zusammen: „Wenn man einen Apfel bricht, sieht man die Struktur. Nach einer Weile ist der Apfel braun.“

Zelte stehen auf dem Maidan von Lemberg, der Singsang des orthodoxen Popen auf der Bühne schwebt über dem Platz. Zwölf Rentner schauen ihm im Regen zu. Das Café schräg gegenüber heißt Vienna. Am anderen Ende des langgestreckten Platzes steht das alte Opernhaus. Lemberg ist eine Stadt, die darauf wartet, wachgeküsst zu werden. Oder sogar erlöst.

Charkiw dagegen ist eine Stadt, die darauf wartet, eine Stadt zu werden. Und Tote gab es hier erst vor ein paar Tagen.

Es ist unklar, was genau passierte, sagt Ihor Sarudko, wie so vieles hier unklar ist. Dass die Toten prorussisch waren, darauf schließt der Zettel, der zu einer Trauerfeier aufruft, am Lenin-Monument – auf dem weiten Swoboda-Platz.

Sarudko, 27, ist Dichter und blass. „Ich liebe Charkiw“, sagt er, das eine vielleicht mehr als das andere – denn es gibt zwei Charkiws, das kulturelle und das industrielle. Und der Konflikt dieser beiden ist mehr als der Konflikt dieser Stadt: Es ist der Konflikt dieses Landes zwischen Europa und Russland, zwischen Zukunft und Vergangenheit, zwischen Freiheit und Angst, so sieht es Sarudko.

„Es gibt hier keinen Sprachenstreit, wie immer behauptet wird, Russisch wird nicht unterdrückt“, sagt Sarudko, der Ukrainisch spricht und damit deutlich in der Minderheit ist in dieser Stadt, in der die Menschen Russisch sprechen, auch wenn sie Ukrainer sind.

Provokateure seien in der Stadt unterwegs, erzählt er, sie kämen aus Russland über die nahe Grenze. Die Anspannung ist in Charkiw zu spüren. „Wir brauchen keine Toten mehr, wenn die Menschen nicht mehr den Politikern zuhören, hören sie hoffentlich den Schriftstellern zu.“ Es wird wieder eine große Kundgebung geben, Ihor Sarudko ist nicht sicher, was passieren wird. „Gott hat uns die Einigkeit geschenkt“, so in etwa sei das Motto der Kundgebung. Was natürlich Unsinn ist. Es war nicht Gott, es waren die Menschen. Und geschenkt wurde ihnen bislang noch nichts.

Die Kundgebung wird auf dem Swoboda-Platz stattfinden. Hunderte Polizisten bewachen schon Tage vorher das Haus der Bezirksverwaltung, das an dem Platz liegt. Ein paar Menschen mit roten Fahnen mit Hammer und Sichel darauf rufen: „Referendum, Referendum!“

Auf dem Platz steht Lenin in der Sonne und schaut in Richtung Osten. Er wirkt dick, in Anzug, Weste, Mantel, er ist fast zu warm angezogen. Er hat die rechte Hand halb ausgestreckt, es ist eine seltsame Geste, irgendwas zwischen Hallo und Da-geht’s-lang. Auch Wladimir Lenin wartet, was passiert.